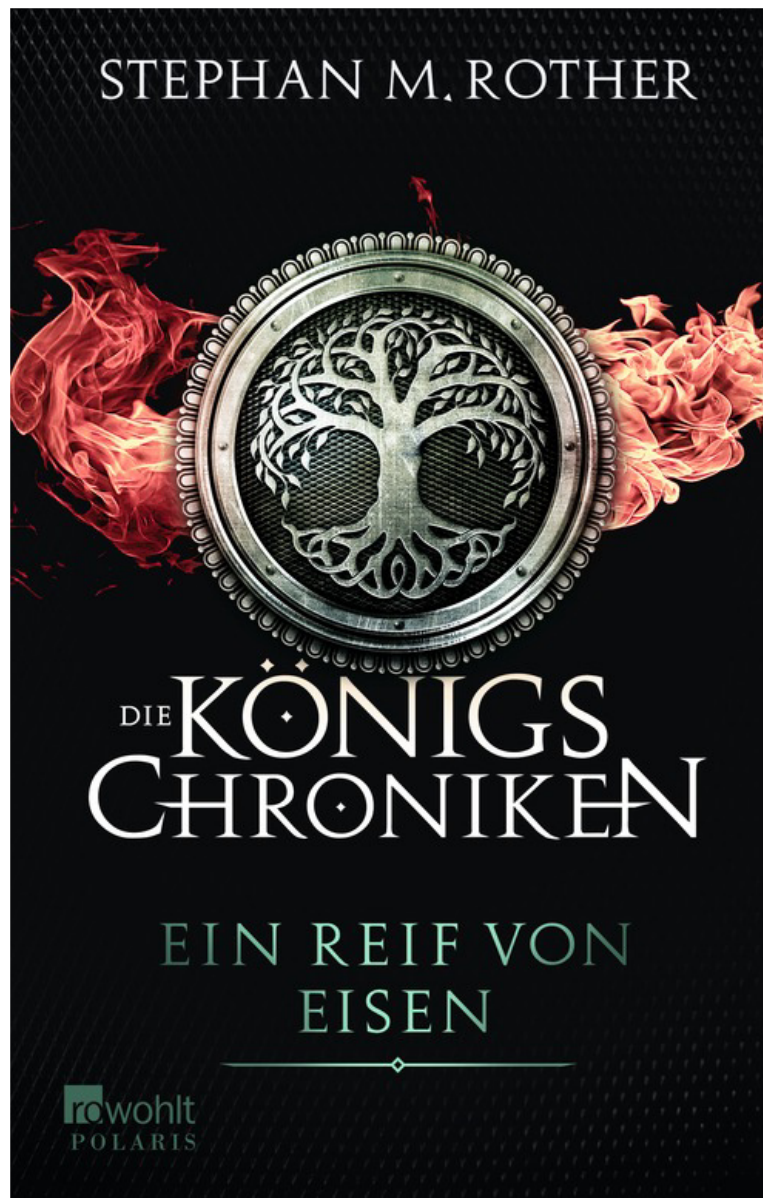


Leseprobe aus:



ISBN 978-3-499-27356-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de und
www.koenigschroniken.de.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, November 2017
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Redaktion Grusche Juncker
Umschlaggestaltung und Motiv:
Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
Satz aus der Guardi
beui Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
ISBN 978 3 499 27356 8

Es war eine Zeit des Blutes und der Schwerter. Eine Zeit, die Königreiche wanken sah, funkelnden Goldes wegen oder um den Schoß einer schönen Frau. Eine Zeit, da derjenige, der um die alten Sprüche wusste, Macht zu gewinnen vermochte über die Herzen der Menschen. Wie auf dem Spielbrett verschoben Strategen ihre Heere, und der unwillige Blick einer glutäugigen Favoritin konnte genügen, um Leben auszulöschen am Hofe des Kaisers in der Rabenstadt. Es war eine Zeit, von welcher kaum in Ahnungen Kunde auf uns gekommen ist, in Echos, im Hall und Widerhall der Sagen und Erzählungen. Eine Zeit, die in Umrissen nur sichtbar erscheint, durch Reihen von Spiegeln geschaut, matt und trübe im dunklen Glas.

SÖLVA

Die Nordlande: nahe der Drachenklamm

Einer von ihnen würde sterben.

Sölva rührte sich nicht. Zusammengekauert hockte sie am Boden.

Eisiger Wind fegte über das Geröll und stach ihr in die Augen.

Doch sie wagte kaum zu blinzeln, denn das Murmeltier hatte sie noch immer nicht gewittert.

Der Wind kam aus Richtung des Tieres und trug den Hauch eines Geruchs zu ihr. Sie war sich nicht sicher, wie Murmeltiere

rochen, und wie sie schmeckten, wusste sie noch viel weniger. In einer Hinsicht aber hatte sie keinen Zweifel: Einer von ihnen beiden tat in diesem Augenblick seine letzten Atemzüge. Das Murmeltier oder sie.

Sölva fror. Wie viele Tage war es her, dass sie sich an einem Feuer hatte wärmen können? Es gab keine Feuer mehr im Feldlager der Tiefländer, ausgenommen im Zelt des Hetmanns, wo der Dung des letzten Dutzends Pferde die Nacht über am Glimmen gehalten wurde. Und Morwa, Sohn des Morda, war zwar Sölvas Vater, doch schließlich war sie ein Mädchen und die Tochter eines seiner Kebsweiber obendrein. Sie brauchte gar nicht erst zu versuchen, sich den wärmenden Flammen zu nähern, die dem Hetmann und seinen Eisernen vorbehalten waren, den schwer gepanzerten Leibgardisten, deren Aufgabe es war, Tross und Lager zu beschützen.

Ihre Finger waren ungeschickt geworden wie jede Bewegung ihres ausgemergelten Körpers. Und sie war schon mager gewesen, bevor der Hunger begonnen hatte. So mager wie ein Mädchen von zwölf oder dreizehn Sommern nur sein konnte.

Ein Windstoß fuhr durch das trockene Gras. Sölvas Herz überschlug sich. Krampfhaft schlossen ihre Finger sich um den faustgroßen Stein, den sie als Waffe gewählt hatte. Das Murmeltier blickte auf, reckte misstrauisch die Schnauze. Es war kaum weiter als eine Armlänge entfernt, und Sölva konnte die zitternden Barthaare erkennen, die so anders waren als das dichte, dunkelbraune Fell, das vermutlich schon den Winterpelz darstellte. Es handelte sich um ein auffallend wohlgenährtes

Murmeltier, wenn man bedachte, dass die Leute aus dem Lager seit Tagen keine Nahrung mehr fanden. Der letzte, besonders gewitzte Vertreter einer weit verzweigten Murmeltiersippe womöglich, der sich bis zu diesem Moment allen Nachstellungen hatte entziehen können. Für einen Lidschlag noch hielt das Tier inne, bevor es seine Schnauze wieder zwischen die Büschel harten Grases versenkte.

Es hat mich nicht gesehen! Sölva bekam eine letzte Chance. Vorsichtig holte sie Luft, spannte sich an ...

Ein ohrenbetäubender, dröhnender Laut hallte über die trostlose Landschaft. Sölva fuhr zusammen, und im selben Moment war das Murmeltier verschwunden. Atemzüge später, und die schweren Stiefel zweier Eiserner traten die Grasbüschel nieder und stürmten an ihr vorbei.

Sie kam auf die Beine, ihr schwindelte. Auf der Suche nach Essbarem hatte sie sich ein Stück von den Zelten und Jurten entfernt, die sich tief in die Senke kauerten. Grau und ausgebleichen waren die Häute und Filzmatten der Bespannung kaum vom Felsgeröll zu unterscheiden. Ein armseliger Schutz gegen den schneidenden Wind. Doch nun, mit einem Mal, war das gesamte Lager in Aufruhr. Das gespenstische Dröhnen setzte sich fort, an- und abschwellend, jetzt aus dieser, gleich darauf aus jener Richtung. Ein Krähenschwarm flog auf, beschrieb unter unheilvollem Krächzen einen Kreis über den Zelten. Menschen taumelten ins Freie, wandten den Blick gehetzt umher. An der größten unter den Jurten, die mit den knochenweißen Schädeln zweier Keiler geschmückt war, wurde das schwere Fell vor dem

Eingang beiseite geschlagen. Weitere Eiserne eilten an Sölva vorüber – und schon hing das Fell wieder an Ort und Stelle. Irgendwo aus der Bespannung des Zeltens kräuselte sich ein Rauchfaden in die eisige Luft. Ihr Vater blieb unsichtbar.

Selten nur hatten seine Gefolgsleute ihn zu Gesicht bekommen in den Wochen, die sie nun in der unwirtlichen Senke lagerten. Und doch hatte das keine Rolle gespielt. Die Menschen wussten, dass er mitten unter ihnen war. Morwa, Sohn des Morda, der größte Kriegsherr diesseits der Öde, außerhalb der Grenzen des Kaiserreichs. Morwa, Hüter des Schreins von Elt, Eroberer von Thal und Vindt, Schutzherr der Seestädte, Gebieter über die Tieflande. Unbesiegbar. Die Tiefländer mochten hungern. Mit bangen Blicken mochten sie die verbliebenen Eisernen zählen und die Zahl der Unbewaffneten gegenrechnen. Doch Morwa war bei ihnen. Keiner von ihnen hatte den Mut verloren. Bis zu diesem Augenblick.

Das tiefe Dröhnen brach sich an den vergletscherten Gipfeln: Kriegshörner. Ihr Klang schien aus allen Richtungen zu kommen. Mit unsicheren Schritten folgte Sölva den Spuren der Eisernen. Sie führten eine niedrige Anhöhe hinauf, die die Senke auf der südlichen Seite begrenzte. Die Gebirgsriesen ragten bedrohlich über diesem Kamm auf. Die Männer waren schon außer Sicht, auf der Anhöhe indessen zeichneten sich die Umrisse einer langen Reihe von Krieger ab, bewegungslos aufrecht wie zerlumpfte Standbilder. Sölva sah sie nur von hinten, doch die mächtigen Schwerter in ihren Gürteln waren deutlich zu erkennen, die dunklen Felle wilder Tiere um ihre Schultern, die

ledernen Stiefel, in denen ihre Füße steckten. Zwischen den gerüsteten Gestalten waren in regelmäßigem Abstand Standarten mit dem Zeichen des schwarzen Ebers in den Boden gerammt, Morwas Wappentier und damit das Zeichen aller Völker, die sich unter seinem Banner zusammengefunden hatten. Die Botschaft war unmissverständlich: Das Lager des Hetmanns hungerte, doch es war nicht unbewacht.

Rasch schob sich Sölva zwischen den starren Gestalten hindurch, wagte erst wieder zu atmen, als sie die Anhöhe überwunden hatte. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie andere Menschen aus dem Lager herbeieilten, sich furchtsam aneinander drängten. Ein halbes Dutzend Eiserner gab Acht, dass sie sich keinen Schritt weiter nach Süden bewegten, wo sich Moose und Gräser zwischen die schroffen Felsen mischten, bis sich eine Meile entfernt das Gelände auf dramatische Weise veränderte.

Nahezu senkrecht ragte dort eine Felswand in die Höhe, das Gestein von makelloser Glätte. Nicht der geringste Riss war zu entdecken, der einem Kletterer hätte Halt bieten können. Höher als die Gipfel, die das Tal an den übrigen Seiten umgaben, immer höher reckte sich der Fels in den sturmgrauen Himmel, um schließlich in messerscharfen Graten zu enden. So weit das Auge reichte, zog sich die Gebirgskette der Drachenzähne über den Horizont und trennte das Siedlungsgebiet der Tiefländer von den wilden Stämmen der Hochlande. Unüberwindlich, ausgenommen an einer einzigen Stelle: Genau in Blickrichtung war eine Bresche auszumachen, als hätte die Axt eines Riesen eine gigantische Kerbe im Gestein geschaffen. Ein ausgetretener Pfad

lief auf diesen Einschnitt zu, bis er im unergründlichen Dunkel verschwand. Gewaltige Befestigungstürme überragten ihn, die an die Hörner eines versteinerten Lindwurms erinnerten.

Sieben Jahrhunderte lang, dachte Sölva. Seit Ottas Zeiten hatte die Festung über der Drachenklamm jede Bedrohung von den Tieflanden ferngehalten. Sieben Jahrhunderte lang hatten die Banner ihres Volkes auf diesen Türmen geweht, die Banner der Herren von Elt und Eik, von Thal und Vindt und was der Fürstentümer mehr waren. Und nun hatte sich alles geändert. Wenn sie die Augen zusammenkniff, konnte sie an den Spitzen der Türme die Standarten ausmachen, auf die weite Entfernung dünn wie Grashalme. Doch sie wusste, dass sie das Zeichen der Charusken trugen, das Zeichen der Krähe. Ob die leibhaftigen Vettern des Tieres die Ähnlichkeit erkannten? Gespenstisch mischten sich ihre rauen Rufe in den Hörnerklang, während sie hoch über den nadelspitzen Felsen ihre Bahnen zogen. Die einzigen, die in dem kargen Landstrich noch Nahrung fanden.

Sölva schloss die Augen. Wie hatte es so weit kommen können? In mehr als drei Jahrzehnten hatte Morwa, Sohn des Morda, die Völker des Tieflands unter einem Banner geeint. Der aus dem Grabe zurückgekehrte Otta, wie man munkelte, der das Königreich von Ord von Neuem errichten würde. Ein einziges, mächtiges Reich, das einst den gesamten Norden der bekannten Welt umspannt hatte: das fruchtbare Tiefland wie das gebirgige Hochland, von den Grenzen des Kaiserreichs bis in jene Regionen des Eises, in denen sich die Konturen der Landkarte in zitternden, gestrichelten Linien verloren. Und war er diesem Ziel

jetzt nicht nahe? Sämtliche Völker des Tieflands folgten seinen Fahnen, und im Frühjahr hatte er seine Streiter nun durch die Klamm geführt, in das wilde Land der Gebirgsstämme, auf jene Seite des Passes, auf der sie sich jetzt befanden. Die Stämme hatten hartnäckigen Widerstand geleistet, doch am Ende hatten sie einer nach dem anderen die Waffen gestreckt. Die mächtigen Hasdingen waren aus ihrem Hauptsitz vertrieben worden und tiefer in die Wildnis zurückgewichen, dem eisigen äußersten Norden entgegen. Der wehrhafte Teil von ihnen zumindest mitsamt seinen Sippen. Die in ihrer Heimstatt Zurückgebliebenen hatten ihre Tore geöffnet und Morwa den Eid der Gefolgschaft geleistet. Lediglich die Charusken hatten eine Entscheidung vermeiden können. Nun aber war der Herbst bereits fortgeschritten. Ihre Unterwerfung würde bis zum kommenden Frühjahr warten müssen.

Die frisch eroberten Gebirgsfestungen hatte Morwa durch starke Garnisonen unter Führung seiner Söhne gesichert, seiner Söhne mit der Hetfrau. Er selbst hatte sich mit dem Tross und einer bloßen Ehrengarde von Eisernen auf den Rückmarsch gemacht, um daheim im Tal von Elt zu überwintern. Fast hatten die Tiefländer das raue Gebirge schon hinter sich gelassen. Nur die Drachenzähne trennten sie noch von den freundlicheren Gefilden der Heimat. Und hier nun, an der Drachenklamm, hatten sie feststellen müssen, dass nicht länger die Standarte des Ebers über den Türmen der Passfestung wehte, sondern die Krähe des alten Gerwalth und seiner Charusken. Der Weg in die Heimat war ihnen abgeschnitten. In einem entvölkerten Land, in dem die

kümmerliche Ernte auf den Feldern erfroren war, während der Winter mit unbarmherzigen Schritten näher rückte.

„Etwas bewegt sich!“, flüsterte eine heisere Frauenstimme.

Sölva wandte sich um. Sie kannte dieses Gesicht.

„An der Klamm. Also ... *In der Klamm*“, präzisierte die junge Frau und strich sich eine strohblonde Haarsträhne aus der Stirn.

„Auf dem Weg, der durch den Pass führt.“

Dann kann sie offenbar durch massiven Fels sehen, dachte Sölva. Jetzt erinnerte sie sich an den Namen. *Terve*. Terve war nur wenige Jahre älter als sie und gehörte doch schon zu den Frauen, die dem Heereszug folgten, um den Kriegern für einen Anteil der Beute ihre Körper feil zu bieten. Solange die Tiefländer einen Sieg an den anderen gereiht hatten, war es in ihrem Zelt niemals einsam gewesen. Selbst nach Wochen des Hungers waren ihre üppigen Formen noch deutlich zu erkennen. Schließlich hatte ja jeder Eiserne die Wahl, dachte Sölva. Ein voller Magen – oder eine Nacht an Terves runden Brüsten, nachdem er seine Mahlzeit mit ihr geteilt hatte. Eine Möglichkeit zu überleben, auf die sich viele der Trossweiber besonnen hatten, auch solche, die ursprünglich nicht zu *jenen* Frauen gehört hatten. Es war eine Möglichkeit, die Sölva selbst nicht offen stand und auch nicht offen gestanden hätte, wäre sie einige Jahre älter gewesen.

Ihre Augen glitten über die Frauen und Männer, die sich in immer größerer Zahl mit Blick auf den Eingang der Klamm versammelten. Hier und da ein Nicken in ihre Richtung, aus dem ein gewisser Respekt sprach. Mit zusammengebissenen Zähnen

betrachtete Sölva das Zeichen des Ebers auf den Schilden der Eisernen. Tochter des Hetmanns, dachte sie. Nicht aber der Hetfrau. Die Kebsweiber, die ein Anführer der Nordleute sich nebenher hielt, waren weit entfernt davon, mit einer standesgemäßen Gemahlin in Konkurrenz treten zu können. An ihre eigene Mutter hatte Sölva keine Erinnerung, und sie wusste von mindestens einem Dutzend Halbschwestern, die wie sie selbst den Zug begleiteten. Sobald sie anfang zu bluten, würde ihr Vater sie an einen seiner verdienten Veteranen geben, zusammen mit ein paar Bauern und deren Höfen irgendwo in einem abgelegenen Dorf. Wenn sie dieser Ehre denn wert war. Hetmannstöchter, die sich entehrt hatten, wurden in die Wildnis getrieben – zum Verhungern. Ein bitterer Hohn.

Was also blieb ihr übrig? Bis der Tag ihrer Vermählung gekommen war, wurde erwartet, dass sie sich im Lager nützlich machte. Der Umgang mit Nadel und Faden bereitete ihr kein gesteigertes Vergnügen. Glücklicherweise nahm der alte Rodgert, Anführer der Eisernen, ihr ihre Arbeiten trotzdem bereitwillig ab. Wärmende Wollhemden, die seine Männer brauchen konnten unter dem Stahl ihrer Kettenpanzer, wenn es Tag für Tag kälter wurde. In Zeiten des Hungers bekam sie so zumindest die Möglichkeit, sich am Abend vor den großen Kesseln um eine Kelle Suppe einzureihen, wie auch jeder andere, der keine Waffen trug. Allerdings war die Suppe in den vergangenen Wochen mit jedem Tag dünner geworden, während die Tiefländer im Schatten der Drachenzähne ausharrten. Erstarrt

gleich dem Beutetier, das der siegreiche Jäger in die Enge getrieben hat. Zu keiner Regung in der Lage.

Mit zögernden Schritten trat Terve an die Seite des Mädchens. „Ich bin mir sicher, dass sich dort etwas bewegt“, wisperte sie. „Im Eingang des Passes. Sie kommen!“

„Unsinn!“ Ein alter Mann löste sich aus der Menge. Flint, ein greiser Waffenschmied. Faltig hing die Haut von seinem abgemagerten Körper. Kaum vorstellbar, dass er noch in der Lage sein sollte, den Hammer zu schwingen. „Ich war vor den Wällen von Vindt“, schnaubte er. „Bei der Belagerung im Jahr ohne Sommer. Die Menschen haben gehungert wie wir heute, doch sie haben sich nicht ergeben. Weil sie einen Kampf Mann gegen Mann überhaupt nicht nötig hatten. Wir sind nicht an sie rangekommen, weil sie Ballistas hatten, die Bolzen mit Feuer verschossen haben, das niemand löschen konnte. – Von da nach hier ...“ Er nickte zu den Befestigungsanlagen und spuckte auf den Boden. „Das hätten sie noch mit versoffenem Schädel hinbekommen, nach einer Nacht im Hurenhaus.“

„Halt den Mund, Alter!“ Einer der Eisernen trat mit drohender Miene einen Schritt näher. „Wenn ihre Geschosse uns erreichen könnten, hätten sie schon vor Wochen Gelegenheit gehabt, sie zum Einsatz zu bringen! Um die Passfestung müssen wir uns keine Sorgen machen!“

Er brach ab. Das Dröhnen der Hörner wurde plötzlich lauter. Und eindeutig kam es nun von der entgegengesetzten Seite des Talkessels.

„Sie sind überall!“, flüsterte Terve und raffte ihr Gewand schützend enger um den Körper. „Sie haben uns hier festgehalten, während sie sich in unserem Rücken gesammelt haben. Die Charusken, die Hasdingen und sonst wer. Jetzt kommen sie von allen Seiten!“

„Still!“

Sämtliche Köpfe fuhren herum.

Ein mächtiger Rappe hatte hinter den Hungernden Halt gemacht. Im unstillen Licht glänzte sein Fell wie frisch gebürstet. Eine einschüchternde Gestalt thronte im Sattel, den Körper mit den breiten Schultern nicht im Kettengeflecht der Eisernen, sondern in einem schwarzen Lederpanzer. Eine Adlernase beherrschte die Züge des Mannes, sein Haar war von Grau durchzogen, genauso der Bart, der kurz gehalten war, so dass er ihn im Kampf nicht behinderte. Ein Reif von Eisen umschloss den Helm zum Zeichen der Würde des Trägers: Morwa, Sohn des Morda, Hüter des Schreins von Elt, Hetmann der Tiefländer und aller unterworfenen Völker. In diesem Augenblick allerdings Herr über ein Aufgebot, das nur noch wenige Dutzend wehrfähiger Männer umfasste – und einen um ein Mehrfaches so großen Tross, in dem jeder zweite Mann, jede zweite Frau im Hunger darniederlag.

„Sie werden nur aus einer Richtung kommen“, sagte Morwa. Seine Augen wanderten über die frierenden Menschen. Sölva war sich nicht sicher, wie ihm das gelang, doch die wenigen Worte sorgten dafür, dass sie ruhiger wurden. Einen Moment lang

schien sein Blick bei ihr zu verharren. Erkannte er sie? Gewiss nicht, mit Dutzenden von Kindern, im Bett der Hetfrau geboren wie auf den Lagern der Kebsweiber.

Der Hetmann schwieg. Alle schwiegen jetzt, die Augen abwechselnd auf Morwa, dann wieder auf die Einmündung des Passes gerichtet, die er unverwandt zu betrachten schien. Immer wieder war der Ton der Kriegshörner zu vernehmen, von den Gletschern her, von verborgenen Pfaden, die tiefer in die Wildnis der Hochlande führten, wo sich die Stämme gegen seine Herrschaft erhoben haben mussten, kaum dass er ihnen den Rücken gekehrt hatte.

Sölva warf einen Blick zu Terve. Die junge Frau schien jetzt gefasster. Mit einem nachdenklichen Gesichtsausdruck betrachtete sie die Straße zum Pass, als ob sie sich ihre Möglichkeiten ausrechnete. Doch war nicht klar, was geschehen würde? Ein Kampf war sinnlos. Morwa würde die Waffen strecken, und der Tross würde in die Hände der Feinde fallen. Und mit dem Tross die Frauen. Und anders als die Männer aus dem Tiefland würden die Charusken es kaum für nötig halten, die Dirnen für ihre Dienste zu entlohnen. Plötzliche Kälte durchfuhr das Mädchen. Würden sie sich allein an die Dirnen halten? Würden sie vor einem abgemagerten Mädchen Halt machen, das noch nicht einmal begonnen hatte zu bluten?

Aus dem Augenwinkel konnte sie beobachten, wie sich mehrere andere Frauen unauffällig aus der Gruppe entfernten, sich zu Boden beugten, um ihre Gesichter, ihr Haar mit staubiger Erde zu schwärzen. Die Hand einer jüngeren Frau tastete nach dem

kleinen Messer an ihrem Gürtel. Mit Tränen in den Augen begann sie, ihre goldene Mähne Strähne für Strähne abzuschneiden.

„Versucht es nur!“ Die Stimme des alten Waffenschmieds war ein Schnauben. „Versucht euch nur in Männer zu verwandeln. Eure einzige Wahl besteht darin, ob sie euch gleich auf der Stelle die Kehle durchschneiden. oder erst, nachdem sie ihren Willen mit euch hatten. – Ich war in Thal. Bei der Einnahme der Stadt in dem Jahr ...“

Er verstummte abrupt, als einer der Eisernen ihm die flache Seite seiner Klinge in den Nacken hieb. Morwa, Sohn des Morda, warf lediglich einen Blick in Richtung der beiden, sagte kein Wort. Schon waren seine Augen wieder auf die Drachenklamm gerichtet.

„Da bewegt sich wirklich etwas“, wisperte Sölva. Die Dunkelheit in der Felskerbe schien sich zu vertiefen und, ja, dort war Bewegung, und in diesem Moment löste sich eine Gestalt aus den Schatten, dann eine zweite, eine dritte. Die Umrisse waren mehr als eine Meile entfernt, doch in der frostkalten Luft waren sie deutlich zu erkennen. „Reiter“, hauchte Sölva. „Die Reiter der Charusken.“

Wieder spürte sie die Augen ihres Vaters auf sich, musternd diesmal, mit einer Spur von Interesse, doch auch dieses Mal sagte er kein Wort. Der Wind hatte zugenommen, und er kam geradewegs aus dem eisigen Norden. Ein gespenstisches Knattern war zu hören, als er auf dem Hügelkamm in die

aufgepflanzten Banner fuhr, zwischen den schweigenden Wachtposten, aber keiner unter den Männern und Frauen wandte sich um. Die Augen blieben auf den Pass gerichtet, wo nun einer nach dem anderen Dutzende von Reitern sichtbar wurden, die Waffenröcke grau wie die Gerölllandschaft. Schließlich blieb die Einmündung des Passes leer. Unendlich langsam bewegte sich die Spitze des Zuges auf Morwa und seine Gefolgsleute zu.

„Das muss Gerwalth selbst sein“, murmelte der alte Flint. Misstrauisch sah er sich um, doch der Mann, der mit der Klinge nach ihm geschlagen hatte, hielt Abstand. „Der Hetmann der Charusken an der Spitze seiner Eisernen. Sie allein müssen uns fünf zu eins überlegen sein.“

Und anders als wir hatten sie keinen Hunger zu leiden, seit der neue Mond am Himmel steht, ging es Sölva durch den Kopf. Sie wagte es nicht, einen Blick in Richtung ihres Vaters zu werfen. Wie oft musste der Hetmann in den vergangenen Wochen mit sich gezürnt haben? Einen Zug in die Hochlande zu unternehmen, ohne eine ausreichende Wachmannschaft zurückzulassen in der so wichtigen Passfestung, die den Rückweg schützte. Mit nichts als seiner Leibgarde hatte Gerwalth sie in seine Hand bringen können. Der Rest der Charusken hatte alle Zeit der Welt gehabt, die bereits unterworfenen Stämme zum Aufstand anzustacheln. Was, wenn sie die Hasdingen tatsächlich zur Umkehr bewogen hatten auf deren Rückzug an den Rand des Eises? Bedeutete das überhaupt noch einen Unterschied? Nun waren sie heran mit ihren Kriegshörnern, bereit, auf das halb verhungerte Häuflein der

Tiefländer niederzustößen, wenn Sölvas Vater sich weigerte, die Waffen zu strecken und sich auf Gedeih und Verderb in die Hände Gerwalths zu begeben.

In diesem Augenblick war ein neuer Laut zu vernehmen. Einer nach dem anderen wandten die Tiefländer sich um. Das Geräusch ähnelte einem monotonen Summen, doch nein, es war ein Singen in einer Sprache, auf die sich im Norden der Welt nur noch wenige Menschen verstanden. Mit gemessenen Schritten näherte sich ein sonderbarer Zug aus Richtung des Lagers: hagere Gestalten in langen weißen Gewändern. Die Bärte reichten bis zu den Gürteln der Männer hinab, doch ihre Schädel waren kahlgeschoren, und auf der Stirn eines jeden war die sichelförmige Narbe zu erkennen, die er vor Jahrzehnten zum Zeichen seiner Weihe empfangen hatte. Morwas Seher, voran der alte Hochmeister Ostil, schwer auf einen Stab aus dem Holz der Esche gestützt. Hinter ihm folgten die jüngeren Geweihten, Meister Tjark, Meister Lirka und andere. Auf ihren Schultern ruhte eine mächtige, mit kostbarem Zobelfell verhängte Lade, mit der sie an der Seite des Hetmanns innehielten.

Ein Murmeln erhob sich unter den Männern und Frauen, als der Hochmeister vor Morwa das Haupt neigte. Seine Züge waren aschfahl unter dem grauen Himmel. Die Narbe auf seiner Stirn leuchtete rot wie eine frisch gehauene Wunde.

„Mein Hetmann“, verkündete er mit brüchiger Stimme. „Jene, die den Göttern dienen, bringen dir das Verlangte.“

Das Murmeln verstärkte sich. Der Alte war ein mächtiger Mann. Auf eine bestimmte Weise war er sogar mächtiger als Morwa selbst als oberster Mittler zwischen Göttern und Menschen, und doch blieb er in einer entscheidenden Hinsicht an die Anweisungen des Hetmanns gebunden. Die Tiefländer kannten jene Lade, die die Seher mit sich führten, und nach altem Brauch befand sie sich in der Obhut des jeweiligen Herrn von Elt. Einzig zu den großen Jahresfesten wurde das Allerheiligste enthüllt, der Schrein von Elt, den elf edle Jungfrauen aus dem Gebein der Könige des Sommervolks geschnitzt hatten. Und nur zu diesem Anlass war den Sehern erlaubt, mit eigenen Augen zu betrachten, was der Schrein hütete: die in Eisen gefassten Hauer des Schwarzen Ebers, der Otta getötet hatte.

Kein Hetmann über das Tal von Elt wäre zu einem Kriegszug aufgebrochen, ohne das ehrwürdige Behältnis mit sich zu führen, in dem der Geist der großen Bestie gefangen war. Im Chaos der Schlacht, so hieß es, beseelte die Kraft des Ebers die Söhne von Elt und schenkte ihnen den Sieg. Wieder und wieder war es so geschehen, seitdem Morwa an die Spitze des Stammes getreten war. Bis zu diesem Tag, an dem der größte Stammesführer, den der Norden seit Ottas Zeiten gekannt hatte, das Haupt vor Gerwalth und seinen Charusken würde beugen müssen, um ihnen das Heiligtum seines Volkes auszuliefern, wie die alte Sitte es verlangte.

Zerrissene Wolkengebilde zogen eilig über den Himmel. Noch vor dem Abend würde es schneien. Wenn es Gerwalth in den Sinn kam, den Befehl zu einem Massaker zu geben, würde sich

über die entseelten Leiber der Tiefländer eine Decke aus Weiß legen wie ein Leichentuch.

Unverwandt betrachtete der Hetmann den Zug der Reiter, der den Hang empor auf sie zukam. Schon war Gerwalths Gestalt auszumachen, auf dem Rücken eines der mächtigsten Pferde, die Sölva jemals zu Gesicht bekommen hatte. Allerdings hatte er ein solches Tier auch nötig. Das Oberhaupt der Charusken musste noch mehr auf die Waage bringen als sein bedauernswertes Reittier.

Die verbliebenen Eisernen hatten einen schützenden Ring um Morwa gebildet. Sie waren nur mit Mühe zu unterscheiden hinter den breiten Nasenstegen, die auf Höhe der Stirn aus ihren Helmen hervorstachen und über die Gesichter ragten, kaum mehr als die Augen freilassend. Grimmig sahen sie den Widersachern entgegen. Gerwalth warf ihnen nur einen beiläufigen Blick zu, musterte dann einen Lidschlag lang Morwa selbst, bevor seine Augen über dessen Schulter hinweg gingen: zum Hügelkamm mit der langen Reihe der Gerüsteten, die das Lager der Tiefländer zu bewachen schienen.

„Eine letzte List, Morwa?“, fragte er mit einer Stimme, die auf seltsame Weise zu hoch klang für einen so massigen Mann. „Da dir keine Lebenden mehr folgen, lässt du dein Lager von Toten beschirmen?“

Erst jetzt wandte Sölva den Blick zurück, fast gegen ihren Willen. Aus der Nähe boten die aufgefanzten Körper der Krieger einen grauenhaften Anblick. Leere Augenhöhlen glotzten

ihr entgegen, aus zerfetzten Panzern sah bleiches Gebein hervor. An mehr als einem der Männer war der grauenhafte Streich der tödlichen Wunde zu erkennen: die Gefallenen der Tiefländer, die den Hetmann auf dem Rückweg in die Heimat begleitet hatten, um in der Erde von Elt ihre Ruhe zu finden. Aus der Ferne aber, von den Bollwerken der Passfestung aus, mussten sie den Eindruck von lebenden Kriegerern vermittelt haben, bereit, das Lager ihres Volkes bis zum Letzten zu verteidigen.

„Dann lass dir sagen, dass deine List gescheitert ist, Mordas Sohn“, hob Gerwalth wieder an, die Augen auf den Hetmann gerichtet. „Die Krähen ...“ Mit dem Kopf deutete er auf sein Feldzeichen. „Die Krähen sind von alters her die engsten Verbündeten der Charusken. An den Kadavern erschlagener Feinde haben sie stets Geschmack gefunden. – Seit Tagen sahen wir sie über euren *Wächtern* kreisen, und mehr als eine hat gar einen besonders schmackhaften Bissen mit hinüber in die Festung gebracht, um ihn vor meinen Augen zu verschlingen.“ Ein glucksendes Geräusch kam aus seiner Kehle, von dem Sölva nur vermuten konnte, dass es sich um ein Lachen handelte. Dann fuhr der Mann mit plötzlicher Schärfe fort: „So hütet der *Herr des Nordens* die Ehre der Gefallenen seines Volkes? Indem er sich hinter den Toten versteckt? – Und so sinnlos! Solltest du geglaubt haben, dass diese Maskerade mich davon abgehalten hat, dir und deinem zerlumpten Pack den Garaus zu machen, so hast du dich getäuscht. Die Zeit, Morwa, war auf meiner Seite. Gernoth ...“ Ein Nicken in Richtung der Gebirgszüge auf der Linken. „... und Gerfrieth.“ Ein Nicken nach rechts. „Meine

Söhne sind heran, nachdem sie den größten Teil deiner Garnisonen vermutlich bereits niedergemacht haben. Zu einer Schlacht wird es nicht mehr kommen. Nicht einmal der Rückzug steht dir noch offen, um dich mit einer deiner Besatzungen zu vereinigen. Nichts als die Unterwerfung bleibt dir – und mir die Entscheidung, ob ich dir erlaube, unter der Krähe als Trossknecht zu dienen, oder ob du den Nacken unter meiner Axt beugen wirst.“

Morwa hatte die gesamte Zeit geschwiegen, den Blick des dicken Mannes ohne Regung erwidert. Jetzt stieg er wortlos vom Pferd. Einer der Eisernen kam heran, um ihm aus dem Sattel zu helfen, doch Morwa hielt ihn mit einer Geste zurück, während der Hetmann der Charusken von gleich zweien seiner Männer Unterstützung erhielt, als er seinen schweren Leib zu Boden wuchtete.

„Die Hauer des Schwarzen Ebers“, flüsterte Gerwalth, als er auf den Schrein zutrat, den die Meister auf dem Boden abgestellt hatten. Morwa war neben der Lade stehengeblieben und sah ihm entgegen. „Wir werden sie auf den Stein von Ardo legen“, murmelte der Charuske. „Und der Geist des Ebers wird auf die Krähe übergehen. Kein Skalde wird über das jämmerliche Ende deines Volkes singen.“ Mit herrischer Miene wandte er sich an die Seher. „Öffnet den Schrein!“

Meister Tjark und Meister Lirka traten von rechts und links an die verhüllte Lade heran. Sie war etwa brusthoch, und die Zobelfelle reichten bis zum Boden. In einer einzigen Bewegung

zogen die beiden Seher die Felle beiseite, Gerwalth beugte sich vor, streckte die Hand aus.

Und stutzte. Schien in der Bewegung zu gefrieren, schien zurückweichen zu wollen, hielt wieder inne, hob dann von Neuem die Hand, unsicherer jetzt, zitternd beinahe.

„Was ...“ Ein Flüstern, so leise, dass Sölva, die nur wenige Schritte entfernt stand, es kaum verstehen konnte. „Was zum ...“

Wie auf einen stummen Befehl stießen die beiden Meister das halb enthüllte Behältnis nach vorn. Stolpernd sprang der dicke Mann zurück. Doch es war keine Lade, kein Schrein. Es war ein Käfig mit eisernen Streben, aus dem etwas ins Freie rollte, zwei Gegenstände, kopfgroß, nein ... Es *waren* Köpfe, und einer von ihnen kam mit dem Gesicht nach oben zu liegen. Die Miene des Toten war verzerrt, Ansätze der Verwesung bereits auszumachen, und dennoch war die Ähnlichkeit unverkennbar. Die Ähnlichkeit mit Gerwalths Zügen. Der Schädel Gernoths – oder Gerfrieths, was allerdings gleichgültig war. Es waren *zwei* Köpfe. Die Köpfe von Gerwalths Söhnen.

„Verrat!“ Die Stimme des Charusken überschlug sich. Seine Reiter hatten längst begriffen, dass etwas vorging, doch Morwas letzte Eiserne hatten ihre Reihen unvermittelt geschlossen, die Schilde gehoben, die Speere aufgepflanzt. Sie würden kaum Atemzüge durchhalten gegen die Reiter der Charusken, aber mehr als Atemzüge waren auch nicht notwendig.

Wiederum ertönte das Kriegshorn, doch näher, sehr viel näher jetzt, und im selben Moment wurden auf dem Grat des Hügels

Krieger sichtbar, lebende Krieger in den schwarzen Panzern der Tiefländer. Morwen! Mornag! Sölvas Halbbrüder, an ihrer Seite die Jazigen des Gebirges, inzwischen enge Verbündete der Tiefländer und die besten Bogenschützen diesseits der Öde, nördlich der Grenzen des Kaiserreichs. Ihre Waffen waren gespannt, die Spitzen der Pfeile auf die charuskischen Reiter gerichtet, die unvermittelt innehielten.

„Die Zeit.“ Morwa hob die Stimme. Er war einen Schritt auf Gerwalth zugetreten. Seine behandschuhte Rechte lag auf dem Stiel seiner Axt. „Die Zeit war auf *meiner* Seite, Gerwalth, Gerdoms Sohn. Die Hasdingen haben ihren Hauptsitz aufgegeben. Sie sind keine Gefahr mehr, und ich kann ihrem Widerstand ein Ende machen, wann immer es mir beliebt. Du aber hast dich monatelang einer Schlacht verweigert. Niemals hätte ich nach Elt zurückkehren können mit den ungeschlagenen Charusken in meinem Rücken. Nichts, was geschehen ist, geschah ohne meinen Willen. Die Stämme des Gebirges, die sich unserem Bündnis bereits angeschlossen haben, stehen treu an unserer Seite. Sie haben meinen Söhnen Pfade gewiesen und Orte, an denen sie Gernoth und Gerfrieth erwarten konnten. Und wenn sie nach meinen Anweisungen gehandelt haben ...“ Sein Blick ging zu den jungen Männern auf der Hügelkuppe, die bestätigend nickten. „... dann sind auch die überlebenden Männer aus dem Aufgebot deiner Söhne nun Teil unseres *Bündnisses*. Wie ich hoffe, dass auch ihr euch anschließen werdet, Charusken!“ Er sah in Richtung von Gerwalths Reitern. „Im Reich des Nordens ist Platz für Eber und Krähe und jeden

anderen Glauben. Kein Geistertier muss vor dem anderen im Staube kriechen. – Denn in einem gebe ich dir recht, Gerdoms Sohn: Zu einer Schlacht wird es nicht kommen.“

Gerwalth starrte ihn an. Furcht flackerte in seinen Augen, gefolgt von jäher Hoffnung.

Dann aber geschah alles sehr schnell. Und doch nicht in der Kürze weniger Atemzüge. Selbst Morwa, Mordas Sohn, benötigte mehrere Schläge, bis er das Haupt des Charusken von den Schultern getrennt hatte.

LEYKEN

Das Kaiserreich der Esche: die Rabenstadt

Es war nicht so sehr die Dunkelheit.

Die Finsternis war nicht vollkommen. Irgendwo in der verfallenen Kuppelkonstruktion fand eine Ahnung von Licht einen Weg in die Tiefe. Genug, dass sie einander nicht aus den Augen verloren, solange sie nur eng beisammen blieben. Das aber war nicht ohne weiteres möglich. Gewiss: An den meisten Stellen reichte das bräunliche Wasser ihnen kaum bis an die Knie, der Untergrund aber war unsicher. Halb verrottete Dornenzweige verbargen sich in dem trüben Gewässer, Zonen bodenlosen Morasts, in dem die Füße unvermittelt einsackten.

Nur ein verzweifelter Griff ins Geäst bewahrte sie in diesen Momenten vor einem Sturz oder Schlimmerem. Mehr als einmal hatten sie sich aneinander festklammern müssen, in der Hoffnung, die tückische Tiefe werde sie nicht alle zugleich an sich ziehen.

Das Schlimmste aber waren jene Abschnitte, auf denen Leyken das Herz im Hals zu jagen begann, weil Hindernisse den Weg versperrten und sie gezwungen waren, sich zu trennen. Jene Abschnitte, auf denen sie das Gefühl haben musste, sich *allein* hier unten zu befinden.

Abgestorbene Bäume ragten aus dem Schlamm, bedeckt mit Kolonien phosphoreszierender Moose und giftig schillernder Pilze. Wimmelnd von Parasiten, im Tode lebend. Im brackigen Wasser fristete glitschiges Getier sein Dasein, Aale, die sich schlangengleich um ihre Beine wanden. Unter schrillen Schreien flatterte ein Schwarm unsichtbarer Vögel auf, und der Luftzug ihrer Flügelschläge traf sie wie eine Hand, die im Dunkeln nach ihr haschte. Ein Luftzug, der den Geruch von Fäulnis mitbrachte und ihr die Kehle zusammenschnürte. Ein Stück vor ihr sah ein toter Ast aus dem Wasser hervor wie eine gekrümmte Klaue, seine Zweige verdreht und verkrüppelt. Vorsichtig tastete sie mit dem Fuß voran. Das Wasser war nicht kalt, auf der endlosen Wanderung durch die feuchten Tiefen aber hatte sie längst das Gefühl in den Fußspitzen verloren.

Sie stieß auf Widerstand, balancierte nach links und atmete auf, als sie aus dem Augenwinkel die schwarzbärtige Gestalt Saifs erkannte. Ihr Anführer war stehengeblieben. Bis zu den Hüften

im Wasser bemühte er sich, das Halbdunkel mit den Blicken zu durchdringen.

„Ist da etwas?“ Leykens Stimme war ein Flüstern. Sie wandte sich ihm vollständig zu, wagte nicht lauter zu werden. „Was ist dort, Shereef? Könnt Ihr ...“

In diesem Augenblick gab etwas unter ihr nach. Eine morsche Wurzel, irgendetwas. Ihre Hand griff ins Leere, und sie keuchte auf. Eine Feuerkugel barst in ihrer Brust, als das Wasser über ihr zusammenschlug, die schlammige Flut in ihre Kehle drang. Sie wand sich, versuchte in ihrer Panik Atem zu holen, schluckte erneut Wasser, tastete blind und hektisch um sich.

Sie wurde gepackt, hochgerissen, und mit einem Mal bekam sie wieder Luft, durchtränkt zwar vom Gestank des Moders, aber Luft, die sich atmen ließ. Für einen einzigen Atemzug. Dann stieg Übelkeit in ihr auf, sie erbrach sich, gab grauen Schlamm von sich. Die Arme des Shereefen hielten sie fest und verhinderten, dass sie abermals in die Tiefe glitt.

Der Schlamm brannte in ihren Augen, mischte sich mit den Tränen ihrer Scham, während der Schwindel in ihrem Kopf und die Übelkeit nachließen, sie sich darauf vorbereitete, wieder auf eigenen Beinen zu stehen. Saif trat von ihr zurück.

Verschwommen nahm sie ihre Begleiter wahr, die sich um sie versammelt hatten: Mulak und Ulbad, dazu Ondra, die Schwester der beiden, die noch jünger war als Leyken selbst. Der Shereef sah sie an und wirkte dabei nicht einmal unfreundlich.

„Es war ein Fehler, dich mitzunehmen“, stellte er ruhig fest. Und das war das Schlimmste von allem.

Er ließ sie stehen. Ihre Finger hatten sich um einen Ast geschlossen, der zu einer mangrovenartigen Pflanze gehörte. Sie beobachtete, wie der Shereef einem schattenhaften Umriss entgegenwatschelte, wiederum bis zu den Hüften im Wasser: Weitere Trümmer, wo eine Wand der mächtigen Halle in sich zusammengestürzt war.

In Leykens Erinnerung hatten die einzelnen Örtlichkeiten begonnen, miteinander zu verschwimmen. Eine Halle um die andere hatten sie passiert. Verzweigte Gänge, die das Labyrinth ertrunkener Räume und Zimmerfluchten miteinander verbanden. In einigen von ihnen hatte das Wasser so hoch gestanden, dass nur wenige Zoll abgestandener Luft geblieben waren bis zur von Rissen durchzogenen Decke. Saif glaubte zu wissen, welcher Route sie folgen mussten. In Trebisonde hatte er einen Lageplan erstanden, der nach den Worten des Händlers aus der Zeit der Alten Kaiser stammte. Und zumindest sah das Pergament danach aus, dünn und ausgebleicht und mit einem zwei Finger breiten Loch auf dem entscheidenden Wegstück. Der Händler selbst hatte ausgesehen, als ob er für dieselbe Summe auch seine eigene Mutter verkauft hätte.

Jetzt hatten Leykens Begleiter die Trümmer beinahe erreicht. Ondra und ihre Brüder hielten sich exakt in der Spur des Shereefen, wo der Weg offensichtlich frei war. Mulak warf einen Blick nach hinten, nickte Leyken auffordernd zu, und ganz kurz hatte sie das Gefühl, dass ein Lächeln über seine Lippen huschte.

Sie beide waren einander versprochen gewesen, bevor all das Schreckliche geschehen war, das sie nun an diesen Ort geführt hatte.

Sie löste sich von dem Ast, nahm sich zwei Atemzüge Zeit, um zu prüfen, ob der auf ihrem Rücken verschnürte Scimitar noch sicher in Position saß. Wieder und wieder hatte sie sich darin geübt, die gekrümmte Klinge möglichst rasch zu ziehen. Denn es war keine Frage, dass sie ihre Waffen brauchen würden. Seit dem Einstieg in die Gewölbe waren sie keinem Menschen begegnet, und es *konnte* nicht so einfach sein.

Dampf mischte sich in die trübe Luft. Verbissen bahnte Leyken sich den Weg durch die schlammige Brühe, die Augen fest auf ihre Gefährten gerichtet. Sie waren nur noch schemenhafte Umrisse, die vorsichtig die Trümmerhalde emporkletterten.

„Es kann nicht so einfach sein“, murmelte sie.

Die Rabenstadt war alt wie die Welt. Selbst in Leykens Heimat, weit im Süden, waren die Erzählungen bekannt, nach denen sie jenen Ort bezeichnete, an dem die Götter auf die Erde niedergestiegen waren, um den Samen der Heiligen Esche in den sumpfigen Boden zu legen. Von jenem Tag an war der Baum gewachsen, Jahrhunderte um Jahrhunderte, hatte schillernde Feste gesehen und glanzvolle Versammlungen mächtiger Fürsten, die doch nichts als flüchtige Episoden waren in der dunklen Geschichte der Rabenstadt.

All diese unendlich lange Zeit hindurch war es keinem Angreifer gelungen, in das Herz des Kaiserreichs vorzudringen, wo die

Heilige Esche mitsamt der Stadt noch immer in die Höhe wuchs. Wenn der Herrschaft des Kaisers Gefahr drohte, dann einzig aus dem Innern seiner eigenen Residenz heraus. Jahrhunderte mochten ins Land gehen, doch irgendwann begannen die Blätter des Baumes zu welken und zeigten an, dass die Zeit des alten Kaisers zu Ende ging. Und ein neuer Spross des Hauses machte sich daran, die morschen Äste vom Stamm zu trennen, Raum zu schaffen für Verzweigungen an unvermuteter Stelle. In tausend Richtungen trieben die Zweige wuchernd aus, während die neue Regentschaft der Stadt und dem Reich ihren Stempel aufdrückte. Nur um am Ende wiederum im Wachstum zu erstarren, so dass das Laub am dünnen Holz vertrocknete als sei es von einer Krankheit befallen. Denn ein weiteres Mal wurde es Zeit. Zeit für wieder einen neuen Abkömmling des Hauses, den Herrscher von seinem Thron zu stürzen und den in den Leib des Baumes geschnitzten Stuhl des Kaisers zu besteigen. Ein ewiger Kreislauf, alt wie das Reich, alt wie das Leben selbst.

Andere Festungen thronten auf hohen Bergrücken, auf steilen, unzugänglichen Felsen, geschützt durch ausgeklügelte Systeme von Wassergräben. Und, ja, auch die Rabenstadt besaß ihre Verteidigungsanlagen. Mächtige Bollwerke, Systeme konzentrischer Mauerringe, deren Fundamente rund um den Heiligen Baum tief in den morastigen Boden der Lagunenlandschaft reichten. Generationen des kaiserlichen Hauses hatten sie wieder und wieder verstärkt, hatten sie mit Ballistas und Katapulten versehen, die Feuer auf die Angreifer schleuderten, Feuer, das zu Lande und zu Wasser brannte. Und

auf den tückischen Sümpfen, die schon als solche ein unüberwindliches Hindernis darstellten.

Was die Rabenstadt aber tatsächlich uneinnehmbar machte, war nichts von alledem. Was sie von allen anderen Städten und Burgen der bekannten Welt unterschied, war die Heilige Esche. Die Stadt war weniger um den Baum *herum* gewachsen. Der Baum *war* die Stadt. Weder Fels noch Mauerwerk hielt die Rabenstadt zusammen sondern einzig das Astwerk der Heiligen Esche selbst, die ihre Wurzeln in die unergründlichen, schlammigen Tiefen getrieben hatte.

Zwei- oder dreihundert Fuß hatte sich die Stadt der alten Kaiser über dem Sumpf erhoben, als der Baum noch jung war. Längst waren jene Regionen verlassen und nichts als Ruinen waren dort geblieben, Reste von Kuppelgewölben inmitten abgestorbenen Wurzelwerks, seit Generationen dem Verfall preisgegeben. Wer die Rabenstadt heute zu betreten wünschte – und das waren Tausende von Menschen Tag für Tag in den vielfältigsten Angelegenheiten –, dem blieb einzig der Weg über die Serpentina, über die Galerien und Brückenkonstruktionen, die auf schlanken Pfeilern lagerten, im nächsten Moment über weite Strecken frei in der Luft zu schweben schienen, sich gleichzeitig höher und höher emporwanden, den geschmückten Toren der Stadt entgegen. Den Toren zu den in diesen Tagen bewohnten Abschnitten des Baumes, Tausende und Abertausende von Fuß über dem Boden. Die obersten Zweige der Esche schienen die Wolken zu berühren, wurden von den zuverlässigsten Einheiten

der allgegenwärtigen kaiserlichen Garde bewacht in ihren Panzern von Gold.

Und nirgendwo ließ sich mit Sicherheit sagen, was von alldem die unergründlichen Kräfte des Baumes geschaffen hatten, und was die Kunstfertigkeit der Handwerker aus allen Teilen des Reiches. Stahl und Onyx, Marmor und Alabaster waren mit dem lebenden Holz der Esche eine unauflösliche Verbindung eingegangen. Einzigartig. Magisch. An jeder Verzweigung, jedem Austrieb mit neuen Türen, Toren und Türmen gesichert, die aus dem Holz des Baumes sprossen oder doch mit einer solchen Perfektion gestaltet waren, dass sie ihren eigenen Zauber atmeten. Keiner Maus, so hieß es, könne es gelingen, auch nur bis in die Quartiere des Gesindes vorzudringen, wenn es nicht dem ausdrücklichen Willen des Herrschers entsprach.

Es gab nur einen einzigen Weg, hatte Saif behauptet. Heere und Völkerscharen waren gegen die Rabenstadt angerannt, und ihr Blut hatte das Wasser der Lagunen rot gefärbt, vergeblich am Ende. Der einzige Weg in den Hohen Garten war die Esche selbst, waren ihre Äste und Verzweigungen, ja das *Innere* der abgestorbenen Äste, in denen einst der Saft der Pflanze geflossen war. Es würde einzig und allein darauf ankommen, bis zur Hauptwurzel des uralten Baumes vorzudringen – und das musste möglich sein mit Hilfe des Plans der ältesten, seit Jahrhunderten aufgegebenen Gewölbe.

Die Söldner waren natürlich ein Hindernis gewesen. In bedrohlichem Marschritt schritten sie die Mauern und Brustwehren ab, die das Sumpfland um die Stadt durchzogen.

Auf den Dämmen, die diesen Befestigungsgürtel durchbrachen, herrschte indes ein beständiges Kommen und Gehen.

Handelszüge aus sämtlichen Teilen der Welt stauten sich an einem jeden neuen Torweg. An jenen Stellen, an denen sich die schwindelerregenden Brückenkonstruktionen vom Boden lösten, kamen sie vollständig zum Stehen. Allerdings hatten Leyken und ihre Begleiter niemals die Absicht gehabt, bis dorthin zu gelangen. Die Posten hatten kaum noch von ihnen Notiz genommen, nachdem der Shereef sich als Händler aus dem Süden vorgestellt hatte, der dem kaiserlichen Hof zwei exotische Tänzerinnen anzubieten wünschte. Im abendlichen Zwielflicht hatten die Gefährten die befestigten Wege ungesehen verlassen und den verborgenen Einstieg an jener Stelle gefunden, an der er auf der Karte eingezeichnet war. Für einige Stunden hatten sie in den Schatten gelagert, und sobald die erste Ahnung von neuem Licht durch die überwucherten Kuppeln gebrochen war, hatten sie sich auf den Weg gemacht, auf verschlungenen Pfaden durch die überschwemmten Gewölbe, den Wurzeln der Esche entgegen.

Leyken konnte sich nicht vorstellen, dass in so vielen Jahrhunderten noch niemand diesen Weg erprobt haben sollte. „Es kann nicht so einfach sein“, wiederholte sie flüsternd.

Erleichtert stieß sie den Atem aus, als sie die mächtige Schutthalde erreichte. Ihre Begleiter waren jenseits der Kuppe bereits unsichtbar, doch sie glaubte ihre Stimmen zu hören, die sich leise unterhielten. Sicher war sie sich nicht. Eine Kakophonie von Geräuschen erfüllte die stickige Luft: das Kreischen der Vögel, das durchdringende Summen der

allgegenwärtigen Stechmücken und ein Laut, der mal nach einem tiefen Stöhnen, mal nach einem Knurren klang. Die Esche, dachte Leyken schauernd. Sie wusste nicht, woher ihr Wissen kam, doch dieses Geräusch war die gewaltige Esche selbst im Zentrum der ertrunkenen Gewölbe. Sie mussten den Wurzeln jetzt nahe sein.

Leyken zog sich aus dem Wasser, froh, der schlammigen Feuchtigkeit entronnen zu sein. Und sei es nur für Augenblicke. Sie musste weiter. Niemand von ihnen hatte eine Wahl, und sie selbst hatte sie noch weniger als einer der anderen.

Die Banu Qisai zählten zu den ältesten Familien der Oase. Hatten zu den ältesten Familien gezählt, verbesserte sie ihren Gedanken. Das Dorf an der Wasserstelle gehörte eher der Form halber zum Reich von Sokota weit im Süden und war im Wesentlichen auf sich allein gestellt. Die Familien wechselten sich in seiner Verteidigung ab. Wenn sich die Banu Huasin und die Banu Hrasha im Frühjahr auf Beutezug begaben, auf *razzia*, dann blieben die Qisai daheim. Im Herbst erhielten umgekehrt sie die Gelegenheit, den Karawanen aufzulauern, die um diese Zeit den Rand der Wüste passierten auf dem Weg nach Shand im Osten oder nach Westen ins Kaiserreich.

Ganz genau so war es auch in diesem Frühjahr geschehen. Die anderen Familien waren aufgebrochen, und die Krieger der Qisai hatten die Lehmmauern rund um die Wasserstelle bemannt. Wohl wissend, dass der eigentliche Schutz ihrer Siedlung immer die Wüste gewesen war. Auf viele Tagesreisen im Umkreis gab es

keinen Brunnen, um ein Aufgebot, das dem Dorf hätte gefährlich werden können, mit ausreichend Wasser zu versorgen.

Und doch: Die Krieger der anderen Familien waren zwei Mal zehn Tage fort gewesen, als die Mauerwächter eine Staubwolke gesichtet hatten, die den westlichen Horizont verfinsterte. Die Hransha und Huasin hatten es nicht sein können. Sie waren in die entgegengesetzte Richtung geritten, und für eine gewöhnliche Handelskarawane war die Wolke zu mächtig erschienen.

Leykens Großvater, das Oberhaupt der Qisai, war selbst auf die Mauer gestiegen und nach kurzer Zeit mit besorgter Miene zurückgekehrt ohne jedoch ein Wort zu sagen. Niemand hatte ein Wort gesagt, bis kurz vor Dämmerung die Nachricht von Mund zu Mund gegangen war, dass sich ein *Heer* der Stadt näherte, ein Heer unter den Rabenbannern des Kaiserreichs.

Auf halber Höhe der Trümmerhalde hielt Leyken inne. Die Steine waren glitschig, mit dunklem Moos überzogen.

Wiederholt hatte sie gespürt, wie etwas im Begriff war, unter ihren Füßen wegzurutschen, doch hatte sie jedes Mal wieder Halt gefunden. Sie hörte ein Rascheln, ganz nahe. Der Trümmerberg war bewohnt, und sie hoffte, nicht herausfinden zu müssen, *was* ihn bewohnte. Für mehrere Atemzüge verharrte sie reglos, in Gedanken bei jenem Tag, der nun Monate zurücklag.

Mit einem Mal hatten Schreie die Oase erfüllt. Die Menschen waren hierhin und dorthin gelaufen, und ihr Vater war mit grimmiger Miene an den Zugang des Sturmkellers getreten. Mit barscher Stimme hatte er den Frauen befohlen, in die Tiefe hinabzusteigen. Und sie hatten gehorcht: Leykens Mutter und

Großmutter, ihre Schwester Ildris, ihre Tanten und Cousinen. Nur sie selbst nicht. Sie hasste die Enge und Dunkelheit dort unten, sie fürchtete sie. Ein Wüstensturm trug Tonnen von Sand mit sich, die sich sechs oder sieben Fuß über dem ursprünglichen Boden türmten, wenn die Bewohner wieder ins Freie traten, nachdem der Wind sich gelegt hatte. Die Vorstellung, das Haus könne einstürzen, die Menschen im Keller unter sich begraben: Es musste ein sehr, sehr langsamer Tod sein.

Was sie von den Kriegern des Kaisers zu erwarten hatte, würde schneller gehen – möglicherweise. Noch heute waren die Bilder deutlich, als hätten sie sich in ihren Augen festgebrannt: Ihr Vater, der sie mit groben Worten angefahren hatte, sich zu bewegen. Sie selbst, die wie gelähmt gewesen war, bis sich die Geräusche von draußen plötzlich verändert hatten, die Laute der Angst zu Schmerzensschreien geworden waren. Der Augenblick, in dem ihre Erstarrung sich gelöst hatte, sie endlich in der Lage gewesen war, ins Freie zu stürmen, ihr Vater hinter ihr.

Schon hatten die Söldner in ihren goldenen Panzern die Mauerkrone erklommen. Mit einem Fluch hatte Leykens Vater seinen Scimitar gezogen, und auf der Stelle war ihr bewusst gewesen, was das bedeutete. Die Frauen des Wüstenvolks wussten auch selbst die Waffe zu führen, doch kein Mann der Banu Qisai würde dulden, dass seine Tochter vor seinen Augen entehrt wurde. Die Klinge würde ihren Weg in die Brust der Eindringlinge finden. Oder aber in Leykens Brust, falls es am Ende zu viele waren.

Die Verteidiger hatten sich auf den Dorfplatz zurückgezogen, die Söldner, nachdrängend, unmittelbar hinter ihnen. Pfeile waren herangeschossen, mit einem unheimlichen Surren, und Leyken hatte sich zur Seite geworfen, war gestolpert und hingefallen, hatte versucht, wieder auf die Beine zu kommen. Die Gestalt ihres Vaters hatte über ihr aufgeragt, die gebogene Klinge erhoben. Seine Muskeln hatten sich angespannt, und ... Ein plötzlicher Ruck war durch seinen Körper gegangen. Leyken hatte einen Atemzug gebraucht, das Bild zu begreifen: ein gefiederter Pfeilschaft, der aus seiner Augenhöhle ragte.

Der Rest war verschwommen. Wie sie zur Wasserstelle gewankt war, einer freien Fläche von bald zweihundert Fuß in Breite und Länge, überragt von Dattelpalmen, an den Rändern mit Schilf bewachsen. Sie musste sich erinnert haben, wie Ildris und sie sich als Kinder zwischen den Halmen verborgen hatten, um den Wasservögeln aufzulauern. Sie *hatte* eine Chance. Sie war winzig, aber sie war da. Die Halme waren hohl; mit einiger Mühe war es möglich, durch sie hindurch zu atmen, und an einer Stelle gab es einen Platz, an dem man vom Ufer aus fast nicht zu sehen war, wenn man sich zwischen den Gewächsen im Wasser verbarg.

Sie konnte später nicht sagen, wie viele Stunden sie im Wasser verbracht hatte. Mehrfach waren Schatten über sie gefallen, als die Eindringlinge das Ufer absuchten. Schließlich war die Dämmerung in die Dunkelheit übergegangen und bald darauf hatten sich die Farben der Nacht über ihr verändert, als die Söldner Feuer an die Behausungen gelegt hatten. Zu ihrer

Überraschung war es nicht vollständig still gewesen. Sie hatte die Schreie weiterhin gehört, gedämpft und doch vernehmbar.

Schreie von Schmerzen und Wahnsinn und schwarzer Verzweiflung, dazu das rohe Lachen der Söldner.

Konnte sie geschlafen haben? Es war unmöglich, dass sie geschlafen hatte, doch plötzlich war das Licht wieder da gewesen und mit einem Mal war es ihr nicht länger möglich gewesen, in ihrem Versteck zu verharren. Sie war an die Oberfläche gekommen, hatte gierig die Luft eingesogen, ohne auf den Geruch, den Geschmack von Blut und Feuer zu achten. Sie war auf den jähen Schmerz gefasst gewesen, auf den gefiederten Pfeil, der ihre Kehle durchbohren würde, doch das war nicht geschehen. Das Dorf allerdings war leer gewesen, menschenleer. Was lebende Menschen anbetraf.

Die Männer des Kaisers hatten alles zerstört: Die Behausungen. Die Anpflanzungen. Selbst die Dattelpalmen hatten sie gefällt und dem Vieh die Bäuche aufgeschlitzt, bevor sie die Ziegen und Hühner in die Wasserstelle geworfen hatten. Einige der Verteidiger mussten sich ihnen ergeben haben: Sie waren am verkohlten Gebälk ihrer Wohnhäuser aufgeknüpft worden, anstatt ihnen den würdigeren Tod unter dem Schwert zu gewähren. Der hagere Leib von Leykens Großvater hatte im Türsturz seines Heims gehangen. Eine Heerschar schwarzer Fliegen hatte sich bereits über seine Augen hergemacht. Die Frauen ... Natürlich hatten die Krieger den Sturmkeller entdeckt. Leyken hatte nicht hinsehen wollen und doch nicht anders gekonnt. Ihre Mutter, ihre Großmutter hatten auf dem Dorfplatz gelegen, die Gewänder

hochgeschoben, die Scham entblößt. Am Ende hatten sie ihnen die Kehlen durchgeschnitten, aber es war nur zu deutlich gewesen, was vorher mit ihnen geschehen sein musste. Nicht weit entfernt ihre Tanten und Cousinen. Ildris ... Nein, ihre Schwester hatte sie nirgendwo entdecken können. Die einzige Gnade dieses Morgens, so war es ihr vorgekommen. Ihr Vater hatte dort gelegen, wo er zu Boden gestürzt war, als der Pfeil ihn getroffen hatte. Seine erstarrten Finger hielten den Scimitar noch umklammert. Sie war an ihn herangetreten, und ... Und von da an stand ihr alles so deutlich vor Augen, als wäre es eben erst geschehen.

Ein Geräusch. Leise. Ein Krampf ging durch seinen Körper. Sie stolperte zurück, blieb nach zwei Schritten stehen, beobachtete mit vor Entsetzen geweitetem Blick, wie er sich auf einen Arm stützte, in ihre Richtung starrte. Der gefiederte Pfeil ragte aus seinem Auge.

„Hör mir zu!“

Seine Lippen glichen zwei vertrockneten Würmern: aufgerissen, blutig und verschorft. Die Worte konnte sie kaum verstehen. Zuhören? Leyken öffnete den Mund, unfähig, einen Ton hervorzubringen.

„Ich ...“ Ein Rinnsal dunklen Blutes trat aus seinem Mundwinkel. Mit einer fahrigen Bewegung näherte seine Hand sich dem Pfeilschaft, als wolle er ein lästiges Insekt verscheuchen. „Ich sah deine Brüder sterben. Ich sah deine Mutter. Aber ... Aber es ist deine Schwester, die sie haben. – Sie

bringen sie in die Rabenstadt. Eine. Immer nur eine.“ Seine Sprache war ein zischendes Raspeln. „Für ihren Kaiser. Sie haben es in Sinopa getan und in Tartôs. Es hat vor zwei Jahren begonnen, und niemand weiß, warum es geschieht.“ Er erstarrte, für mehrere Atemzüge. Sein Gesicht hatte die Farbe von Asche, aber noch immer bewegten sich seine Lippen.

Leyken trat näher, wie von einer fremden Macht gelenkt, Grauen im Herzen. Sie beugte sich über ihn. Ein Übelkeit erregender Gestank ging von ihm aus, dass sie nicht zu atmen wagte. „... Ehre der Qisai ...“ Nur noch einzelne Worte kamen bei ihr an. Sein Auge richtete sich auf sie, und im selben Moment verstärkte sich der Blutfluss aus seinem Mund und verwandelte seine Stimme in ein Gurgeln. Und doch waren seine letzten Worte zu verstehen. „Du musst deine Schwester finden! Du musst deine Schwester töten!“

Jetzt, auf der Trümmerhalde tief unter der Rabenstadt, presste Leyken ihre Lider aufeinander, als wäre es auf diese Weise möglich, die Bilder in ihrem Kopf durch eine andere Wahrheit zu ersetzen. Eine Wahrheit, in der ihr Leben, wie sie es gekannt hatte, nicht mit jenem Tag ein Ende gefunden hatte. Sie hatte ihre Eltern und Verwandten begraben, unfähig zur Trauer. Ihre Familie war tot – bis auf Ildris, ihre Schwester, die man in die Rabenstadt entführt hatte, doch was bedeutete das schon? Leyken war nicht allein auf der Welt! Ildris war am Leben!

Du musst deine Schwester töten! Der Befehl, auf den ihr Vater sie mit seinem letzten Atem eingeschworen hatte. Konnte sie ihm gehorchen? Wer eine einzelne Frau ihres Stammes entehrte,

entehrte das gesamte Oasenvolk, und nichts als Blut konnte eine solche Übertretung sühnen. Die Gesetze kannten keine Ausnahme. Sie *musste* gehorchen.

Am Abend waren die Huasin und die Hransha zurückgekehrt. Sie hatten ihre *razzia* abgebrochen, nachdem sie in der Nacht zuvor das ferne Feuer gesichtet hatten, aber am Ende waren sie zu spät gekommen. Saif, Shereef der Huasin, hatte Leyken mit harten Worten aufgefordert zu berichten, die Hand bereits am Griff des Scimitars. Es gab keine Lüge gegenüber einem Shereefen, und er hatte gewusst, dass ihr das klar war. Doch, nein, sie war nicht entehrt worden. Sie hatte sich verborgen. Aber die Kaiserlichen hatten ihre Schwester. Sie hatte gewusst, dass sie Ildris zum Tode verurteilte, wenn sie sprach, aber sie hatte nicht anders gekonnt als die letzten Worte ihres Vaters zu wiederholen. *Du musst deine Schwester töten.*

Das Blut der Qisai war auch das Blut der Huasin und der Hransha. Der Shereef musste die Worte als einen Befehl an sämtliche Stammesbrüder verstehen. Es war keine Frage gewesen, dass er in die Rabenstadt aufbrechen und den Auftrag erfüllen würde. Dass Leyken ihn und seine Auserwählten würde begleiten dürfen: Es hatte einige Mühe gekostet, ihn zu überzeugen. Doch schließlich hatte ihr Vater seine Anweisung an *sie* gerichtet. *Du musst deine Schwester töten.* Wie würde es sein, wenn sie vor Ildris stand? Hatte sie diese Reise tatsächlich deshalb auf sich genommen? Um den Befehl ihres sterbenden Vaters auszuführen?

„Oder will ich genau das Gegenteil?“, flüsterte sie, um auf der Stelle erschrocken zu verstummen.

Sie lauschte. Kein Laut war zu hören. Saif und die Geschwister mussten schon weiter in das unbekannte Gewölbe vorgedrungen sein. Unvermittelt kam jenes Gefühl zurück, das Gefühl, dass sie hier unten ganz allein war. Hastig erklimmte sie den Kamm der Trümmerhalde. Jenseits der Barriere herrschte dasselbe grünlich-leichenhafte Licht wie zuvor. Sie ließ sich auf Hände und Knie nieder und kletterte auf der anderen Seite wieder hinab.

Das Wasser war tiefer hier, stieg an ihre Waden, reichte ihr schließlich bis zu den Hüften. Unwillkürlich hob sie die Arme, um so wenig wie möglich mit der trüben Flüssigkeit in Berührung zu kommen. Die Dimensionen des neuen Gewölbes waren nicht zu erkennen, doch es fühlte sich an, als hätte sie einen Raum betreten, dessen Größe sämtliche Säle, die sie bisher durchquert hatten, weit übertraf. Die Vegetation war üppiger. Schlinggewächse hingen von den Ästen, dicht an dicht, so dass nur mit Mühe überhaupt ein Durchkommen war. Schwach schienen sie aus sich selbst heraus zu leuchten. Und ebenso spürte Leyken die schlangengleichen Auswüchse unter ihren Füßen. Bewegten sie sich zuckend? Oder waren es ihre eigenen Schritte, die die Bewegung der Gewächse hervorriefen?

Ein schmerzhafter Stich in ihrem Nacken. Sie zuckte zusammen, schlug nach dem Insekt, hielt jählings inne und fuhr herum. Es war kein Insekt! Ein biegsamer Zweig hatte sich in ihren Nacken gebohrt und wollte sich nicht wieder lösen. In Panik zerrte sie an der Ranke, heftiger. Ein beißender Schmerz, und peitschend fuhr

das Schlinggewächs zurück, doch sofort schienen sich weitere Pflanzenarme züngelnd in ihre Richtung zu bewegen.

Leyken wich mehrere Schritte zur Seite, atmete keuchend, betastete ihren Nacken. Sie spürte Blut, schien aber keine größere Wunde davongetragen zu haben.

„Shereef?“ Saif hatte ihnen eingeschärft, keinen unnötigen Laut zu verursachen, aber mit einem Mal war das ohne Bedeutung. Panik ließ ihr Herz verkrampfen, als keine Antwort kam. Nichts war zu hören als die Geräusche der verwesenden Vegetation, die von etwas erfüllt war, das einen *Willen* hatte. Mit rasendem Puls drehte Leyken sich im Kreis. Für den Moment befand sie sich auf einer offenen Fläche, auf der die Ranken sie nicht erreichen konnten, doch galt das nur für die Ranken, die sie *sehen* konnte. Sie spürte die Bewegungen unter ihren Füßen. Jetzt hatte sie keinen Zweifel mehr.

„Shereef?“ Nur mühsam wollte der Atem aus ihrer Brust. Alles in ihr schrie danach, umzudrehen: fort, zurück, hinaus. Aber schon war der Blick zur Trümmerhalde versperrt, wenn sie denn in die richtige Richtung sah. Ranken, ein Gewirr von Ranken, die sich tentakelgleich zu bewegen schienen, und dahinter, eine Ahnung nur: Schwärze.

Der *Baum*. Im selben Moment wusste sie es. Der Hauptstamm der Heiligen Esche, der einen Umfang besaß, dass er einer lichtlosen Wand glich. Jetzt konnte Leyken erkennen, wo die peitschenden Äste aus ihm hervorwuchsen. *Sein* Wille war es, der die Pflanzen beseelte. Der Wille des kaiserlichen Baumes,

der Wille der Rabenstadt selbst, dem Jahrhunderte um Jahrhunderte jeder Eindringling erlegen war.

Eine Bewegung linkerhand. Leyken wandte den Kopf und für einen Atemzug überkam sie eine unglaubliche Erleichterung.

„Mulak“, flüsterte sie.

Er wandte ihr den Rücken zu. Sein Scimitar saß noch in der Verschnürung. Sie holte Luft und begann in seine Richtung zu waten, zugleich aber ließ sie irgendetwas nach ihrer eigenen Waffe tasten. Ihr Gefährte befand sich beinahe in Reichweite der Ranken und machte keine Anstalten, sich zu ihr umzudrehen.

„Mulak?“ Damit hatte sie ihn erreicht.

Sein Mund stand offen. Eine Ranke vom Umfang ihres Handgelenks hatte sich an seinem Körper emporgewunden und in seinen Rachen gezwängt. Mulaks Augen waren aufgerissen, die Augäpfel nach oben verdreht. Nichts als das Weiße war zu sehen. Die Ranke pulsierte wie eine angeschwollene Ader, und Leyken glaubte zu erkennen, wie sie etwas einsaugte, aus ihrem Gefährten *heraussaugte*.

Sie schrie. Mulaks Scimitar war in ihrer Hand, bevor es ihr zu Bewusstsein kam. Sie begann auf die Ranke einzuschlagen, keuchend, besinnungslos, bekam kaum mit, wie sein Körper zusammensackte, im schlammigen Wasser versank. Sie schrie, fluchte, hieb auf die Gewächse ein, bis sie keine Kraft mehr hatte.

Ganz genau so würde es auch mit ihr geschehen. Es war kein wirklicher Gedanke mehr, eher ein Bild in ihrem Kopf. Die

biegsamen Ranken, die auch ihre Kiefer aufzwingen würden.
Oder aber ihre Beine würden irgendwann ganz von selbst unter
ihr nachgeben. Ihr Leib würde in die Dunkelheit der
widerwärtigen Brühe tauchen, und beinahe war es ...

Sie hielt inne. Hier unten allein zu sein: War das das Schlimmste,
was geschehen konnte? Mit einem Mal *wusste* sie, dass sie nicht
länger allein war. Ganz langsam wandte sie sich um.